

Buchbesprechungen = Recensions critiques = Book reviews

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de
sociologie = Swiss journal of sociology**

Band (Jahr): **32 (2006)**

Heft 1

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen / Recensions critiques / Book Reviews

Die Auswahl der Bücher zur Rezension behalten sich die Redaktion und die beiden für diese Rubrik Verantwortlichen vor. Unverlangt eingesandte Buchbesprechungen werden nicht veröffentlicht.

Le choix des livres qui font l'objet d'une recension critique est effectué par la rédaction et par les deux responsables de cette rubrique. Les recensions non sollicitées ne sont pas publiées.

Books to be reviewed are selected by the Editor and the two Book Review Editors. Unsolicited reviews are not published.

Stephan Möbius und Lothar Peter (Hrsg.), *Französische Soziologie der Gegenwart*, Konstanz, UVK, 2004, 492 Seiten

Das Interesse an der französischen Soziologie ist im deutschsprachigen Raum in den letzten Jahren kontinuierlich gestiegen, ohne dass das Wissen über sie erheblich zugenommen hat. Weiterhin herrscht ein wenig differenziertes und realitätsnahes Bild von ihr vor, das nicht selten von intellektuellen, politischen oder national-kulturellen Stereotypen bestimmt ist. Die deutsche Rezeptionsgeschichte von Pierre Bourdieus Werk, die von etlichen «Missverständnissen» durchzogen ist,¹ ist wohl das prominenteste Beispiel dafür. Mit dem von Stephan Möbius und Lothar Peter herausgegebenen Sammelband liegt nun erfreulicherweise ein Werk vor, welches das Potenzial hat, zur Verringerung dieses Brechungseffekts beizutragen, der französische Kulturgüter beim Transfer in den deutschsprachigen Raum gemeinsam begleitet. Der Band richtet sich an ein breites, fachlich interessiertes Publikum, insbesondere Studierende, dürfte aufgrund der mangelnden Literatur zum Thema aber auch den Blick von Spezialisten auf sich

ziehen. Nachfolgend sollen besonders die Einleitung, einige interessante Punkte der Beiträge und die Anlage des Bandes diskutiert werden, da unmöglich alle 15 Texte des Bandes einzeln besprochen werden können.

Die Aufsatzsammlung gliedert sich in zwei Teile: Der erste Teil besteht aus einer beinahe 60-seitigen Einleitung, der zweite Teil versammelt 14 Beiträge zu den Autoren der ausgewählten Ansätze. Diese Aufsätze werden gemäss dem in der Einleitung vorgebrachten Deutungsmuster in zwei Kapitel und zwei bzw. drei Unterkapitel angeordnet: Das Kapitel «moderne Klassiker» umfasst die Unterkapitel «die vier Gross-theorien» (Michel Crozier und Erhard Friedberg, Raymond Boudon, Pierre Bourdieu, Alain Touraine) und «einflussreiche Grenz-gänger» (Georges Balandier, Edgar Morin). Die Unterkapitel «Soziologie der Individualisierung und der Pluralisierung» (Jean-Claude Kaufmann, Bernhard Lahire), «Post-moderne Sichtweisen» (Jean Baudrillard, Michel Maffesoli, Bruno Latour) und «Soziologie der Exklusion, der Rechtfertigung und der sozialen Frage» (Dominique Schnapper, Luc Boltanski und Laurent Thévenot, Robert Castel) bilden zusammen das Kapitel «aktuelle Konzepte und Schwerpunkte».

In der Einleitung präsentieren Stephan Möbius und Lothar Peter ein globales Interpretationsschema zum Verständnis der «neuen Tendenzen der französischen Soziologie». Ihre zentrale These lautet, dass seit

1 U. H. Bittlingmayer, *Theorie als Kampf?: Zur politischen Soziologie Pierre Bourdieus*, Leske und Budrich, Opladen, 2002. C. Colliot-Thélène, E. François, G. Gebauer, *Pierre Bourdieu: Deutsch-französische Perspektiven*. Suhrkamp, Frankfurt am Main, 2005.

den neunziger Jahren neue Ansätze das Diskursfeld der Soziologie eroberten, die über die zwischen 1960 und 1990 vorherrschenden vier grossen Paradigmen von Raymond Boudon, Pierre Bourdieu, Michel Crozier und Alain Touraine hinausweisen. Diese Ansätze würden angesichts der aktuellen tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungen den von den «modernen Klassikern» verwendeten «systematischen Gesellschaftsbegriff» ablehnen und ihre Aufmerksamkeit vielmehr auf «Teilbereiche oder Teilaspekte» der Gesellschaft richten. Die Herausgeber stützen diese These auf kurze Darstellungen der im Band ausführlich besprochenen Ansätze. Leider unterlassen sie es zu verifizieren, inwiefern diese allgemeine These auch jenseits des Selbstverständnisses der unter «aktuelle Konzepte und Schwerpunkte» zusammengefassten Autoren Geltung beanspruchen kann.

Möbius und Peter kommen jedoch auf den Kern des Problems zu sprechen, wenn sie festhalten, dass die «neuen Soziologen» den «modernen Klassikern» vorwerfen, ein deterministisches, «kollektivistisches» Verständnis zu besitzen, das «der menschlichen Natur jede Fähigkeit zur inneren Regulierung des Handelns abspreche» (S. 32). Seit dem Niedergang des strukturalen Marxismus und dem Aufstieg der postmodernen Ansätze Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre geniessen innerhalb der französischen Soziologie in der Tat Ansätze eine immer grössere Bedeutung, welche sich dadurch kennzeichnen, die Strukturiertheit der Gesellschaft in Frage zu stellen. Indem sie die Wende in dieser Frage auf die Jahre um 1990 ansiedeln und an einem Generationenumbruch festmachen, blenden Möbius und Peter jedoch aus, dass es sich bei dieser Veränderung erstens um einen von Ende der siebziger Jahre bis heute andauernden, kontinuierlichen Prozess handelt, dem sich zweitens die grossen «klassischen» Vertreter der Soziologie weder vor noch nach 1990 verwehr(t)en. Raymond Boudon beispielsweise kämpft bereits seit der zweiten Hälfte der 1960-er Jahre gegen Pierre

Bourdieu's «Determinismus».² Zudem scheinen sich unter den Angehörigen der nachfolgenden Generation vor allem diejenigen des Determinismusvorwurfs zu bedienen, die sich von Bourdieus Soziologie abgrenzen möchten. Die These von Möbius und Peter müsste daher weiter präzisiert werden.³

Die 14 intellektuellen Portraits des zweiten Teiles sind für sich genommen interessant und sehr aufschlussreich. Sie bringen eine Vielzahl von Informationen zusammen, die dem deutschsprachigen Publikum wenig bekannt sein dürften. Dieser Reihe von Einzelbeiträgen fehlt aber das verbindende Element, welches das Verständnis der französischen Gegenwartssoziologie effektiv fördern würde. Die Einleitung vermag das bedauerlicherweise nicht zu leisten, stellt doch der Reichtum der Erträge der Aufsätze für die darin vorgebrachte globale These eine Hypothek dar. Zudem werden in den 14 Beiträgen viele zentrale Eigenschaften der französischen Soziologie beiläufig erwähnt, ohne dass sie diskutiert werden:

1. Dies ist der Fall bei der engen Verflechtung der französischen Soziologie mit der dominanten Philosophie, welche die Art und Weise, wie innerhalb der Soziologie debattiert wird, entscheidend prägt.⁴ Erst aus dieser Situation heraus ist es verständlich, weshalb einige Soziologen heute die Vorherrschaft der so
-
- 2 Boudon, Raymond (1968): *A quoi sert la notion de « structure » ? Essai sur la signification de la notion de structure dans les sciences humaines*. Gallimard, Paris, 1968.
 - 3 Gegen die Periodisierung des Einflusses der «modernen Klassiker» auf 1960 bis 1990 gäbe es auch einzuwenden, dass sie die tiefgreifende Veränderung ignoriert, welche die französische Soziologie mit den Ereignissen um Mai 1968 erfuhr.
 - 4 Nicht wenige der renommierten Soziologen haben ihre Ausbildung in Philosophie oder zumindest an der *Ecole Normale Supérieure* absolviert und sich die Denk- und Wahrnehmungsmuster der dominanten Philosophie in den *khâgnes*, den Vorbereitungsklassen, zu dieser Schule angeeignet.

genannt postmodernistischen Generation innerhalb der Humanwissenschaften zum Anlass nehmen, sich von der empirischen Sozialforschung abzuwenden und – bedingt durch die verstärkte mediale und verlegerische Nachfrage – sich einer Philosophie des Alltags oder dem theoretischen Eklektizismus der Exegese kanonischer Texte hinzuwenden.

2. Es trifft auch auf die empirische Sozialforschung zu, die – trotz dieser Entwicklung – weiterhin den harten Kern der französischen Soziologie darstellt, nicht zuletzt dank der in der Nachkriegszeit gegründeten zahlreichen Forschungszentren innerhalb und um das Centre National de la Recherche Scientifique. Viele Forschungsarbeiten beziehen sich angesichts der wachsenden Nachfrage seitens der Politik und öffentlichen Verwaltung mittlerweile allerdings auf soziale und politische Probleme.
3. Es ist ausserdem der Fall beim betont engagierten und gesellschaftskritischen Selbstverständnis, das innerhalb der französischen Soziologie seit Jean-Paul Sartre und den Ereignissen um Mai 1968 vorherrscht. Auch heute noch dominiert es, obwohl sich viele Soziologen infolge der Akademisierung als «Professionelle» und weniger als «Intellektuelle» begreifen. Solche, für die französische Soziologie konstitutiven Momente unexpliziert zu lassen, begünstigt eine realitätsnahe Deutung ihrer Eigenschaften und Besonderheiten kaum.

Auch die enzyklopädische Anlage des zweiten Teils stellt ein erhebliches Verständnishindernis dar. Die Systematik fasst Autoren zusammen, die kaum etwas miteinander zu tun haben (Jean-Claude Kaufmann und Bernhard Lahire), und trennt andere mit Gemeinsamkeiten voneinander (Pierre Bourdieu und Robert Castel). Zwar ist die Bedeutung der als «die vier Grosstheorien» bezeichneten Paradigmen unbestritten, doch verwischt die gewählte Gliederung den tat-

sächlichen Einfluss der Ansätze. Zugute kommt dies wenig bedeutenden Autoren wie den als «einflussreiche Grenzgänger» bezeichneten Georges Balandier und Edgar Morin, den unter «postmoderne Sichtweisen» aufgeführten Jean Baudrillard, Michel Maffesoli und Bruno Latour sowie Bernhard Lahire und Jean-Claude Kaufmann. Eine weitere Verständnisbarriere ist die Vereinheitlichung der Terminologie, welche der Wahrnehmung wichtiger Nuancen entgegensteht. Schlagendstes Beispiel dafür ist, dass sowohl der «acteur»-Begriff von Boudon, Crozier und Touraine als auch das «agent»-Konzept von Bourdieu mit dem gleichen Begriff («Akteur») wiedergegeben werden.

Auch die Darstellungsweise der Ansätze in den 14 Beiträgen erleichtert nicht notwendigerweise den Einblick in die zeitgenössischen Verhältnisse der französischen Soziologie. Die VerfasserInnen beschränken sich vorwiegend darauf, den textimmanenten Bedeutungsgehalt der «Theorien» und seine Wandlung innerhalb der Werkbiografie des Autors exegetisch zu rekonstruieren. Das ist interessant und informativ. Die materiellen und ideellen Bedingungen, welche die Entstehung der Werke determinierten, werden dadurch aber vernachlässigt. Selbst in den Beiträgen von Beate Krais und Lothar Peter, in denen diese Dimension am stärksten einbezogen wird, bleiben die Zwänge, welchen die soziologischen Autoren ausgesetzt waren, die Gegner, gegen die sie ihr Werk entwickelten, und die Macht- und Prestigeunterschiede zu den anderen Autoren unerwähnt. Die soziologische, intellektuelle, politische und gesellschaftliche Bedeutung der Ansätze bleibt damit undiskutiert. Viele Phänomene innerhalb der französischen Soziologie können nicht verstanden werden, wenn diese nicht als Feld aufgefasst wird, in dem konkurrierende Protagonisten mit unterschiedlichen Mitteln um die Aneignung sozialwissenschaftlichen Ansehens kämpfen und dabei verschiedene theoretische und prak-

tische Auffassungen von der Soziologie an den Tag legen.

Durch die vielen Informationen, die der vorliegende Sammelband zugänglich macht, stellt er sicher einen wichtigen und interessanten Beitrag zur Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen französischen Soziologie dar. Aufgrund seiner Anlage und der heterogenen Sicht des Gegenstandes gibt er allerdings weniger eine «repräsentative Darstellung der französischen Gegenwartssoziologie» wieder, wie sich die Herausgeber erhoffen, sondern macht vielmehr Eigenschaften eines Teils der deutschen Soziologie sichtbar. Er dürfte zumindest einen guten Einblick in die Beziehungen bieten, welche einige ihrer Vertreter zu ihren französischen Inspirationsquellen unterhalten. Es bleibt zu hoffen, dass eines Tages eine Soziologie der französischen Soziologie vorgelegt wird.

Michael Gemperle
Institut für Soziologie der
Universität Basel
Petersgraben 27
4051 Basel
Michael.Gemperle@unibas.ch

Franz Schultheis und Kristina Schulz (Hrsg.), *Gesellschaft mit begrenzter Haftung. Zumutungen und Leiden im deutschen Alltag*, UVK, Konstanz, 2005, 591 Seiten

Mit *Gesellschaft mit begrenzter Haftung* versucht ein Forschungsteam unter Leitung von Franz Schultheis (der seit Mitte der 80-er Jahre eng mit Pierre Bourdieu zusammenarbeitete und für die deutsche Übersetzung von *La misère du monde* massgeblich verantwortlich war) und Kristina Schulz Bourdieus Buch über das französische Elend der Welt für eine Analyse der deutschen Gesellschaft fruchtbar zu machen.

Die zwischen 2002 und 2004 von den beiden Genfer Sozialwissenschaftlern durchgeführte Untersuchung umfasst knapp fünfzig qualitative Interviews. Ziel des For-

schungsvorhabens war es, so Schultheis, «Gesellschaftsdiagnose zu betreiben (...), über die alltagsweltlichen Erfahrungen und subjektiven Perspektiven und Deutungsmuster von Gesprächspartnern Zeugnisse alltäglichen Leidens an gesellschaftlichen Verhältnissen einzuholen» (S. 10).

Den einzelnen Interviews werden kurze Beschreibungen des Umfeldes des jeweiligen Interviewten und teils auch vorwegnehmende, zusammenfassende Deutungen des Gesprächs vorangestellt. Jeder der fünf Schwerpunktbereiche (Brüchige Arbeitswelt, Zeugnisse des Umbruchs, Weichenstellungen, Sinnstiftung und Kulturproduktion, Jenseits der Mitte) wird durch ein, zwei kurze analytische Aufsätze eingeleitet, in denen allgemeine Überlegungen zur Problemlage des jeweiligen Bereiches vertieft werden. Die Einzel- und Gruppenportraits werden von Zusammenfassungen der Interviewenden, welche die sozialen Bedingungen und den Kontext des Gesprächs zu erfassen versuchen, gerahmt. Im einleitenden Kapitel «Der Wohlfahrtsstaat in der Krise» umreißt Michael Vester (auf dessen Untersuchungen des deutschen sozialen Raumes sich die Studie teilweise stützt) das Erkenntnisinteresse dieser empirischen Sozialforschung klar: «Die Nichtbeachtung und Nichtachtung dieser Menschen zu durchbrechen und ihre Würde zu achten, ist dieses Buch geschrieben worden» (S. 32). *Gesellschaft mit begrenzter Haftung* versteckt sich also nicht hinter einem Werturteilsverbot; diese Art Forschung ist auch politische Stellungnahme. Die Sozioanalyse versteht sich als eine Form eingreifender Soziologie, die auch politische Wirkung erzielen will. *Gesellschaft mit begrenzter Haftung* ist nicht nur ein Buch über die materiellen Entbehrungen und ökonomische Armut; gerade in den Aussagen der Befragten wird auch der symbolische Kampf um Anerkennung und die Vielfalt sozialer Marginalisierung und Ausgrenzung sichtbar.

Die Kartographie des Leidens, die auch eine Zustandsbeschreibung der deutschen Gegenwartsgesellschaft sein will, erstreckt

sich durch alle Schichten. Angesprochen werden die Probleme, die sich aus den Umbrüchen innerhalb der Berufswelt und des Arbeitsalltags ergeben, die Erfahrungen der Arbeitslosigkeit und der sozialen Deklassierung sowie die Auflösung traditioneller Lebenswelten.

Im Kapitel «Brüchige Arbeitswelt» werden die Erosion der sozialen Binde- und Integrationskraft der Erwerbsarbeit und die Ökonomisierung, welche die klassischen Arbeits- und Beschäftigungsverhältnisse grundlegend verändert, besonders deutlich. Flexibilität, betriebswirtschaftliches Kalkül und Eigeninitiative sind die Normen, die alle Biographien prägen. In einer Gesellschaft, in der Identität, Sozialstatus und Prestige sehr eng mit der Erwerbstätigkeit verknüpft sind, wird der Verlust der klassischen Erwerbsarbeit für die grosse Mehrheit der Betroffenen zu einer stigmatisierenden und demoralisierenden Erfahrung. In den Interviews, die mit ostdeutschen Arbeitern geführt wurden, zeigt sich, dass in der neuen, deindustrialisierten Zweidrittelgesellschaft die soziale Figur des Langzeitarbeitslosen und der Prekären immer mehr in den Vordergrund getreten ist. Jedoch wird durch die Auswahl kein einheitliches Bild entworfen; der gesellschaftliche Umbruch in Ostdeutschland hat in der Wahrnehmung der Interviewten unterschiedliche Spuren hinterlassen. Zwar wird von fast allen Befragten auf die entsolidarisierenden Aspekte des Zusammenbruchs hingewiesen, die Interpretationen fallen jedoch sehr unterschiedlich aus. Der arbeitslose fünfzigjährige Industriearbeiter Baila ist desillusioniert und antwortet, nach seinen Zukunftsplänen befragt: «Eben so dahinvegetieren so. Grad so über die Runden kommen. Sonst (...) wüsst ich nicht, was ich da noch, äh, gross Ziele haben sollte» (S. 238). Dem steht als Beispiel ein in der Schweiz arbeitender ostdeutscher Tunnelbauer gegenüber, der sich noch ein altes Facharbeiter-Selbstbewusstsein erhalten hat.

Die Reproduktionskrise, die zur Folge hat, dass eine Generation den ihr verspro-

chenen Standard der vorangehenden Generation nicht mehr erreicht, wird vor allem in den Zeugnissen jener manifest, die unter der Transformation und Entwertung des kulturellen Kapitals leiden. Im Kapitel «Sinnstiftung und Kulturproduktion» zeigen Daniela Böhmler und Peter Scheiffle in ihrer Fallanalyse «Überlebenskunst in einer Kultur der Selbstverwertung» besonders anschaulich, wie Kulturschaffende heute zu role models für neue Formen von selbst bestimmter und selbstverantwortlicher Arbeit werden und wie ihr spezifisches Arbeiten zum Leitprinzip für den gesamten Arbeitsmarkt erklärt wird. Die beiden Sozialwissenschaftlerinnen, die neben Bourdieus Referenzstudie auch die *gouvernementality studies* in ihre Analyse miteinbeziehen, zeigen, wie «ein Modell, das an den Rändern der Gesellschaft, in den Soziotopen der Bohème, geboren ist, plötzlich allgemein gültig geworden zu sein (scheint): Als «Unternehmer seiner selbst» soll ein jeder in dieser Gesellschaft unbegrenzt Ideen entwickeln, sich «kreativ» seinen Arbeitsplatz selbst erschaffen, in die eigenen Begabungen investieren, sich selbst und sein Produkt vermarkten und sich so an den eigenen Haaren aus dem Sumpf ziehen – Selbstverwirklichung als hegemoniale Ideologie» (S. 423).

Der Band von Schultheis und Schulz ist weit mehr als eine Replikation der französischen Untersuchung. Neben Bourdieus *Elend der Welt* bildet die Studie von Boltanski und Chiapello die andere grosse Referenz. Mehr noch als Bourdieu zeigten Boltanski und Chiapello auf, dass die neoliberalen Leitbilder der Flexibilisierung Elemente künstlerischer Subkulturen (so die Valorisierung der Kreativität) in das arbeitsorganisatorische Denken und auch in das Bewusstsein der Lohnabhängigen einbrachten. Zahlreiche Interviewpassagen der Studie belegen, dass nicht nur im Feld der Kunst, sondern fast in allen Feldern der kreative Imperativ, die Selbstverwirklichungs-Ideologie und die Aufhebung der postfordistischen Trennung von Arbeit und Leben bemüht werden.

Die Studie orientiert sich methodologisch an Bourdieus *Elend der Welt*. Bourdieus Interviewmethode verlangt «Vertrautheit» mit den Befragten; diese «Nähe» fördert in der Tat Eindringlichkeit und Lesbarkeit, scheint aber der Forderung nach «objektiver» Distanz, welche die klassische empirische Sozialforschung erhebt, etwas zu widersprechen. Das zeigt sich auch hier in einigen Kommentartexten. Diese Form der introspektiven Sozioanalyse birgt aber auch die Chance in sich, die Position des Interviewers miteinzubeziehen, was etwa im Interview, das Hugo Velarde mit einem arbeitslosen ostdeutschen Sozialwissenschaftler führte, besonders deutlich wird. Nicht alle einleitenden Lesehilfen haben die (selbst-)reflexive Dichte der analogen Texte in der Referenzstudie von Bourdieu.

Die Wortlosen zu Wort kommen zu lassen war für Bourdieu gleichzeitig ein ästhetisches wie auch ethisches Problem. Bourdieu, der fast zeitgleich zu *La misère du monde* seine kunstsoziologische Untersuchung *Les règles de l'art* veröffentlichte, wusste um die Problematik und die Chance des rewriting. So unterstrich er, dass Flaubert in seinem literarischen Werk in der subtilen Beziehung des Erzählers zu seinem Erzählgegenstand in bestimmter Form Probleme der Schreibweise gelöst habe, die sich ihm als Sozialwissenschaftler bei der Wiedergabe von Zeugnissen von sozial Ausgegrenzten auch stellten. Ihn interessierte, wie man es schafft, dem Wortlaut der Aussagen treu zu bleiben, ohne die Personen blosszustellen. Die Forschungsequipe um Franz Schultheis versucht bewusst einen Weg jenseits von subjektiver Betroffenheit und scheinbar objektiver Beschreibung zu gehen, will das Erzählte nicht auf seinen Wahrheits- oder Glaubwürdigkeitswert überprüfen, sondern die real existierenden gesellschaftlichen Wahrnehmungsweisen protokollieren. Bourdieus methodologisches Postulat des «Bruchs mit dem Bruch» verlangt zunächst eine Distanz zum Gegenstand, um dann aber in einem zweiten Schritt die Distanzierung von der Distanz wieder ein-

zuführen. Diese subtile Herangehensweise klappt hier in den Kommentaren nicht immer, vor allem dann nicht, wenn die erläuternden Zusatzinformationen, trotz historisch und sozialstrukturell interessanter Einbettung, das Gesagte teilweise verdoppeln.

Gesellschaft mit begrenzter Haftung ist das Ergebnis eines kollektiven Denk- und Arbeitsprozesses eines jungen Forscherteams. Durch die Verschiedenartigkeit der Aussagen der Interviewten entsteht nicht nur ein komplexes Bild der gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen Menschen heute in Deutschland leben, sondern auch der sozialen Beziehungen, die sie zueinander unterhalten.

Pascal Jurt
Universität Bern
Institut für Soziologie
Lerchenweg 36
3012 Bern
pascal.jurt@soz.unibe.ch

Serge Paugam, *Les formes élémentaires de la pauvreté*, Presses Universitaires de France, Collection « Le lien social », Paris, 2005, 276 pages, 25 Euros

Ouvrage au titre non dénué d'ambition, qui ne va pas sans évoquer deux illustres prédécesseurs, *Les formes élémentaires de la pauvreté* s'intéresse à la comparaison des « (...) formes que peut prendre la relation d'interdépendance entre la population désignée pauvre – au sens d'un statut social spécifique – et la société dont elle fait partie et dépend pour sa survie » (p. 223–224). La pauvreté est donc ici envisagée comme un fait total, à même de permettre au lecteur la compréhension non seulement d'un phénomène sociétal mais surtout d'un certain rapport de la société à elle-même.

Serge Paugam réalise, en moins de 300 pages, la synthèse des quelques vingt années qu'il a dédiées à l'étude de la pauvreté et ce, dans un ouvrage se voulant accessible tant au spécialiste qu'à toute personne intéressée

par une problématique aussi plurielle que mouvante. Utiliser le terme, longtemps galvaudé, de « pauvreté », c'est également marquer une volonté de retour à une sociologie épurée, sans effets de mode et à vocation universaliste.

Loin de n'être qu'une compilation de données engrangées au cours de recherches diverses, cette étude se révèle programmatique dans le sens où elle se veut l'ébauche de ce que pourrait donner le meilleur de la recherche comparative. Le credo de l'auteur, c'est que pour comprendre la pauvreté et ses nombreux avatars, il est indispensable de sortir du carcan national français afin de se confronter aux données d'autres pays d'Europe voire, pourquoi pas, d'autres régions du monde.

Essayer de rendre compte, au-travers de quelques idéaux-types, de la galaxie de situations pouvant être interprétées comme relevant de la pauvreté – véritable gageure et pourtant objectif revendiqué de l'ouvrage – s'avère un bon exemple de la nécessité d'outrepasser les limites étatiques pour explorer des contextes et des scénarii autres. Travail synchronique certes mais également diachronique puisque la pauvreté n'est pas une problématique des plus neuves.

Partant, dans une première partie, de trois grands précurseurs d'une sociologie de la pauvreté que sont de Tocqueville, Marx et Simmel, Paugam met en relief tout l'intérêt qu'il y a non pas à les opposer mais plutôt à les rendre complémentaires.

D'un de Tocqueville, essentiellement de son « Mémoire sur le paupérisme », l'auteur retient :

- a. l'idée qu'il ne faut pas donner une définition substantialiste de la pauvreté mais que celle-ci doit être contextualisée, mise en rapport avec le développement socio-économique d'un territoire donné ;
- b. la conception d'une assistance sociale nécessaire pour assurer la survie de l'individu mais qui, nécessairement, ne peut manquer de le stigmatiser. Pour lui : « (...) ce qui distingue les pauvres

du reste de la société, c'est leur dépendance à l'égard de la collectivité » (p. 29). Les assistés sont toujours considérés comme la dernière strate sociale, accablée de tous les défauts et suspecte de toutes les exactions. Il y a là un processus quasi inéluctable de disqualification sociale à l'œuvre qui traduit l'ambiguïté intrinsèque de la charité légale.

Marx, dont la vision dualiste de la société de classe est à vocation universelle, ne se préoccupe guère des thèmes traités par de Tocqueville. Ses chevaux de bataille, lentement mûris puis exposés dans « Le Capital » sont les suivants :

- a. la pression qu'exercent les indigents vus comme une « armée industrielle de réserve » empêche le prolétariat de s'arroger des avantages supplémentaires en période de surproduction mais le pousse à accepter une dégradation extrême de ses conditions de travail en cas de récession. Dans ce sens, cette armée est à la marge du mode de production capitaliste mais surtout pas en dehors de ce dernier. Pour les assistés ou les criminels, le lumpenproletariat, Marx n'a guère de solution, c'est : « (...) le poids mort de l'armée industrielle de réserve » (p. 37) ;
- b. de l'idée de l'armée de réserve découle la théorie de la paupérisation, id est le fait que cette armée existe empêche le salaire et donc les conditions de vie des ouvriers de s'améliorer, mais cette théorie est fautive : le niveau de vie des ouvriers n'a pas cessé d'augmenter au cours du XX^{ème} siècle même s'il est vrai que l'automatisation en a mis beaucoup « sur la touche ».

Analyse politique et sociale des effets de l'assistance sur les usagers chez de Tocqueville, analyse économique de l'exploitation du prolétariat chez Marx, l'un complète l'autre puisqu'ils s'ignorent mutuellement.

Simmel, selon Paugam, serait le vrai fondateur de la sociologie de la pauvreté et cela, grâce à son opuscule majeur « les

pauvres ». Deux grandes intuitions caractérisent les travaux de Simmel sur la pauvreté :

- a. Pour lui, est pauvre qui est assisté ou qui mériterait de l'être en fonction des standards en cours dans la société considérée. Le pauvre fait donc, plus encore que chez de Tocqueville, partie intégrante de la société, car son exclusion fait corps avec le projet sociétal : servant de repoussoir, c'est à l'aune de son exclusion que les autres couches sociales estiment leur interdépendance ;
- b. Simmel s'intéresse à la relation d'assistance comme une relation sociologique de base ayant trois soubassements :
 - l'assistance est personnelle et ne couvre que des besoins particuliers ;
 - elle est basée sur la satisfaction du donateur plus que sur celle du bénéficiaire : elle doit assurer leur subsistance, préserver leur force physique, etc ;
 - l'important est d'assurer la pérennité et la sécurité de la société en donnant le minimum vital à ses éléments les plus potentiellement dangereux.

Ce que Simmel propose donc c'est, plus encore qu'une sociologie de la pauvreté, une sociologie du lien social, le rapport aux pauvres ayant des répercussions sur la perpétuation du système social dans son entièreté.

Dans une deuxième partie, basée pour l'essentiel sur les recherches de l'auteur en France, le lecteur aborde différents modèles de rapport social à la pauvreté. A partir donc des recherches exposées dans « La disqualification sociale » (1991) et « La société française et ses pauvres » (1993), Paugam va définir les facteurs explicatifs du rapport social que les sociétés contemporaines entretiennent vis-à-vis de la pauvreté et ce, afin de mettre au jour une typologie des formes élémentaires que peut prendre cette dernière. La pauvreté, en France, est un processus caractérisé par trois grandes phases successives d'adaptation à la relation que le pauvre entretient avec les services d'action sociale : la fragilité (peu de qualifications, tendance au repli sur soi), la dépendance

vis-à-vis des travailleurs sociaux (santé médiocre, inexpérience professionnelle, relations sociales réduites) et la rupture du lien social (perte de toute attache familiale et/ou sociale, sans-abrisme).

Afin de dépasser le seul contexte national, Paugam s'est servi d'enquêtes statistiques comme le panel européen des ménages par exemple (étude longitudinale menée depuis 1976 dans divers pays de l'UE). Grâce à ces enquêtes, trois facteurs distincts permettant d'expliquer les variations des représentations sociales de la pauvreté ont pu progressivement être dégagés : le degré du développement économique et du marché de l'emploi ; la forme et l'intensité des liens sociaux et la nature du système de protection sociale. Il est à noter que ces facteurs sont souvent liés.

Dans une troisième partie, au cœur de l'ouvrage, est défini ce que l'on doit entendre par une forme élémentaire de pauvreté : c'est « un type de relation d'interdépendance entre une population désignée comme pauvre – en fonction de sa dépendance à l'égard des services sociaux – et le reste de la société » (p. 88). Cette définition est donc contextualisée et duale puisqu'elle caractérise tant la relation qu'entretient une société avec une frange assistée de sa population que l'expérience vécue de cette dernière à l'égard du reste de la société.

Paugam distingue trois formes élémentaires de pauvreté : la pauvreté intégrée, la pauvreté marginale et la pauvreté disqualifiante.

- a. *la pauvreté intégrée* : est celle qui se pérennise dans des régions ou des pays entiers, par exemple le Mezzogiorno en Italie, les régions rurales du Nord du Portugal, la Grèce ou, parmi les pays candidats à l'entrée dans l'Union Européenne, plus singulièrement la Bulgarie ou la Roumanie. Dans ces territoires, le nombre de personnes pouvant être qualifiées de pauvres est à ce point important que le fait d'être pauvre n'entraîne ni isolement social ni stigmatisation : c'est le lot commun. Il y a persistance et reproduction de la pauvreté. Celle-ci

est entendue au sens traditionnel ; le niveau de vie des personnes est bas mais leur insertion dans des réseaux sociaux est assurée voire même extrêmement forte au niveau de leur communauté (famille, quartier, village). Les solidarités familiales jouent énormément et soutiennent les plus démunis. Même s'ils sont à l'assistance ou au chômage, ceux-ci étant peu rémunérateurs, ils sont compensés, pour l'essentiel, par des activités ressortant de l'économie informelle. Enfin, les personnes vivant ce type de pauvreté ne sont pas moins satisfaites que les chômeurs de pays riches, pourtant bien mieux rémunérés financièrement et ce, en raison de l'attrition de leurs préférences : étant moins incités à consommer, ces personnes se satisfont de ce qu'elles ont ou obtiennent par le biais de l'économie parallèle.

- b. *la pauvreté marginale* : la situation est ici inverse par rapport à la précédente. Le pays ou le territoire caractérisé par cet idéal-type jouit d'un quasi-plein-emploi et d'une économie florissante. Dès lors, ceux qui sont considérés comme pauvres sont vus comme des inadaptés au type de société dominant. Ces surnuméraires sont, le plus souvent, extrêmement stigmatisés et très encadrés par les institutions d'assistance sociale. Ils sont considérés comme incapables de s'en sortir sans appui extérieur. Peu nombreux, ne remettant pas en cause le bon fonctionnement de la société, le débat social ne se penche que peu ou pas sur leur sort. La pauvreté marginale est aussi une tare discrète et camouflée et vécue comme étant d'autant plus humiliante. La Suisse, par exemple, s'insère parfaitement dans ce modèle, bien que les récentes évolutions montrent une lente érosion du plein-emploi. En 2004, Stéphane Rossini a d'ailleurs édité un livre portant le titre évocateur : « Les oubliés de la protection sociale » où il est fait état de phénomènes que la majorité de ses concitoyens ignorent ou

feignent d'ignorer. Cet idéal-type semble également de mise pour les pays scandinaves.

- c. *la pauvreté disqualifiante* : les pauvres sont de plus en plus nombreux car ils sont expulsés du monde du travail en raison de restructurations à répétition. Ce processus, en éliminant les moins qualifiés – mais pas seulement –, les conduit à suivre les différentes étapes du processus d'adaptation à l'assistance décrit plus haut les menant, au bout du processus, à l'inutilité sociale. « Leur dévalorisation sociale est d'ailleurs d'autant plus forte que nombre de ces individus n'ont pas connu une enfance misérable » (p. 91–92). L'importance croissante prise par le phénomène en fait la « nouvelle question sociale » et cause un sentiment d'incertitude croissant au sein de toutes les couches de la population sinon « une angoisse collective presque incontrôlable » (p. 180). Ce type de pauvreté a plus de chances de se produire dans des sociétés de type postindustriel, dans lesquelles les solidarités familiales sont remplacées par un filet de protection sociale fort quoique moins à même de prendre en charge les usagers que dans le type de pauvreté précédent. La France ou la Belgique font plutôt partie d'un tel modèle. C'est celui de l'insécurité sociale comme l'appelle Castel. Une des caractéristiques de ce modèle tient en l'idée que s'il n'est pas contré efficacement, vont se constituer progressivement des poches de pauvreté, des quartiers de relégation des disqualifiés sociaux. Ces environnements déshérités ou les cités en subissent dès lors rapidement les frais au fil des déprédations et du sentiment croissant d'insécurité. L'identité du quartier en devient alors elle-même un élément stigmatisant et participe de la disqualification sociale de son habitant.

Vérfiée par une somme considérable d'enquêtes empiriques provenant de toute l'Europe, la typologie de Paugam illustre,

en les subsumant sur le mode du même, et ce de magistrale façon, la diversité des mondes possibles de la pauvreté.

Une typologie des formes élémentaires de la pauvreté – ces dernières vues comme plus petits dénominateurs communs de situations de pauvreté pérennes rencontrées au sein d'une même société – souffre cependant, vu son caractère générique et donc forcément réducteur, de quelques manques. L'auteur précise d'ailleurs bien que « Comme toutes les typologies fondées sur des types idéaux, cette typologie constitue une étape intermédiaire dans la réflexion et l'analyse sociologiques » (p. 93). Ainsi, dans le cas de la pauvreté intégrée, s'il a été, maintes fois, prouvé que moins une région est développée industriellement, mieux y est supportée la privation d'emplois, Paugam étonne lorsqu'il cherche les causes de la non-stigmatisation et de la préservation des supports relationnels des personnes considérées comme pauvres dans le maintien d'une forte solidarité familiale sinon communautaire. Il conviendrait également d'ajouter, plus explicitement qu'il ne le fait, l'impossibilité, pour les personnes placées dans un tel contexte, de se distancer d'un tel maintien. Nous sommes ici aussi plongés dans l'attrition des préférences individuelles : sans aucune autre solution viable, il est impossible de se départir d'une telle attitude, base de la survie même des individus.

Une des conséquences donc du lissage des situations vécues afin de se plier au moule de l'idéal-type de la pauvreté intégrée, c'est de considérer les populations vivant dans ce type de société comme difficilement à même de s'en sortir et ce, en raison d'attachements familiaux engoncés dans les pratiques sociales. A insister sur la reproduction de ce type de pauvreté, il peut apparaître difficile au lecteur d'imaginer comment d'autres sociétés – placées dans un tel contexte de pauvreté généralisée – ont pourtant franchi le pas, comme c'est le cas pour la France des années 50–60 par exemple.

Un autre point intéressant à soulever, c'est l'insistance de Paugam – à partir du

cas des sociétés à pauvreté intégrée – à arguer du fait que « (...) si la probabilité des pauvres d'être démunis de supports relationnels est réelle dans de nombreux pays, ce n'est pas une règle générale. Les pauvres ne sont pas toujours isolés socialement et, dans certains cas, ils sont même fortement intégrés à la vie sociale. » (p. 227). Ce passage paraît pourtant ne répondre à aucune autre théorisation énoncée auparavant dans le corps du texte. Alors, pourquoi le mettre à ce point en avant dans la conclusion ? Une hypothèse à explorer tient dans l'idée que Paugam répond – à partir d'un corpus de recherches internationales mais dans un débat bien français, lui – à une théorie élaborée à partir d'études nationales par un autre sociologue, Danilo Martuccelli et sa théorie des supports.¹ Celui-ci, bien que non cité, apparaît en filigrane du passage précité. En deux mots, pour Martuccelli, l'individu moderne doit, pour remplir pleinement les attentes que la société place en lui, montrer qu'il est apte à faire preuve de responsabilité, d'autonomie, à se maîtriser, à « se tenir de l'intérieur ». Or, pour ce faire, cet individu se repose sur des supports de toutes sortes, telle la famille, les amis, des réseaux sociaux divers, des acquis culturels ou économiques. Toutefois, pour être reconnu comme individu, il est indispensable que l'action de ces supports reste implicite. Cette tromperie de soi serait nécessaire à la préservation de l'estime de soi de l'individu moderne.

A contrario, la personne qui, tel le sans-abri, ne dispose pas ou plus de tels supports, se retrouve, elle, réellement seule et obligée de se débrouiller par elle-même. Cependant, son dénuement est tel qu'elle se voit obligée de faire appel à des institutions d'assistance sociale. Or, ceux qui se voient obligés de recourir à des supports explicites, prouvent de la sorte qu'ils ne sont pas capables de se

1 Martuccelli, D. (2002), *Grammaires de l'individu*, Paris, Gallimard & Martuccelli, D., Caradec, V. (eds) (2004), *Matériaux pour une sociologie de l'individu : Perspectives et débats*, Presses Universitaires du Septentrion, Paris.

débrouiller seuls et qu'ils ne peuvent donc prétendre au statut d'individu à part entière. C'est assez paradoxal puisque « du fait de leur situation, ils se rapprochent bien plus que d'autres de la figure de l'individu se tenant de l'intérieur ».² Il s'ensuit que le simple fait de recourir aux institutions d'assistance sociale est déjà, en soi, un acte stigmatisant et extrêmement difficile à franchir, empêchant les individus de se sentir pleinement intégrés à la vie sociale.

Resituant donc cette autre tentative de conceptualisation théorique dans un cadre non pas global mais restreint aux seules pauvretés marginales et disqualifiantes, Paugam, à tout le moins, a le mérite d'élargir le cadre du débat et de forcer ses collègues à en faire tout autant.

Mis à part ces quelques points – que l'on peut considérer comme étant « de détail » –, il convient de placer cet ouvrage au rang des classiques d'une sociologie traitant d'un sujet, la pauvreté, aussi pluriel que constitutif de nos différentes sociétés et, partant, de la construction sociale de nos identités individuelles.

Lionel Thelen
Département de sociologie
Université de Genève
Bd. Du Pont-d'Arve 40
1211 Genève 4
lionel.thelen@socio.unige.ch

Michael Nollert,
Unternehmensverflechtungen in
Westeuropa. Nationale und
transnationale Netzwerke von
Unternehmen, Aufsichtsräten und
Managern, LIT Verlag, Reihe Soziopulse
– Studien zur Wirtschaftssoziologie und
Sozialpolitik, Bd. 3, Münster, 2005, 550
Seiten

Die Analyse von Unternehmensverflechtungen stellt inzwischen ein fast schon klassisches Gebiet der neueren Wirtschaftssoziologie dar. Im Mittelpunkt dieses Forschungsgebietes stehen dabei zwei Fragen: Erstens die nach der empirischen Strukturierung von Märkten und Wirtschaftssystemen und deren Abweichung von der Vorstellung eines perfekten Marktes, wie sie der neoklassischen Ökonomie zugrunde liegt. Damit ist eng verknüpft die zweite Frage nach den Konsequenzen dieser Strukturierung für die Akteure und das Wirtschaftssystem als Ganzes. Diese Folgen sind durchaus ambivalent: Einerseits betonen strukturalistische Netzwerktheoretiker wie Burt oder Granovetter, dass die Vernetzung von Akteuren eine notwendige Voraussetzung für das Funktionieren von Märkten darstellt. Andererseits werden insbesondere in der Governance-Diskussion um die Kapitalverflechtung von Unternehmen die negativen Folgen mangelnden Wettbewerbs diskutiert.

In diesem Diskussionszusammenhang ist auch das von Michael Nollert vorgelegte Werk – ursprünglich seine Habilitationsschrift – anzusiedeln. Mit dem methodischen Instrumentarium der Netzwerkanalyse wird hier vor allem den Unternehmensverflechtungen von Unternehmen in der Schweiz und den Niederlanden nachgegangen, was insbesondere Kapitalverflechtungen sowie die Vernetzung von Personen über Aufsichts- und Vorstandsmandate umfasst. Es werden eingangs eine Reihe von Theorien diskutiert, die aus Sicht des Autors geeignet erscheinen, das Ausmass der Vernetzung zu erklären. Dies umfasst erstens

2 Martuccelli, D., *Grammaires de l'individu*, *op. cit.*, p. 102.

akteurszentrierte Theorien wie z. B. der Transaktionskostenansatz, das wirtschaftssoziologische Netzwerk-Konzept oder das sog. Managementmodell (Kap. 2). Unter dem Titel «Makroeffekte sozialer Verflechtungen» (Kap. 3) werden Ansätze diskutiert, die die Konsequenzen der Vernetzung für das Wirtschaftssystem in den Mittelpunkt stellen. Für die Erklärung der Netzwerkstruktur selbst werden vor allem systemzentrierte Theorien herangezogen (Kap. 4), die vor allem das Finanz- und Bankenkontrollmodell sowie das Bankenhegemoniemodell umfassen. Beide Theorien beruhen auf der Annahme, dass Finanzinstitute aufgrund ihrer besonderen Funktion und der verfügbaren Ressourcen eine besondere Rolle in Unternehmensnetzwerken spielen. Im fünften Kapitel wird die Fragestellung in die allgemeine Diskussion um die Entwicklung des Kapitalismus eingeordnet und vor diesem Hintergrund auch die Entwicklung des Wettbewerbsrechts als wichtigster institutioneller Rahmen für Unternehmensverflechtung kenntnisreich diskutiert. Kapitel 6 leitet dann zu den empirischen Analysen über, indem Hypothesen formuliert, die Grundlagen der Netzwerkanalyse sowie die Datenbasis dargestellt werden.

Der empirische Teil beginnt mit einer international vergleichenden Darstellung von Unternehmensverflechtungen auf der Basis von fünf europäischen Ländern. Dabei zeigt sich, dass die im Folgenden genauer analysierten Länder – die Schweiz und die Niederlande – sowohl hinsichtlich der Netzwerkstrukturen als auch der wirtschaftlichen Struktur grosse Ähnlichkeiten aufweisen. Damit verbindet sich die Hoffnung, die zu beobachtenden Unterschiede zwischen den beiden Ländern auf endogene Netzwerkeigenschaften zurückführen zu können (vgl. hierzu auch Seite 15). Mit Kapitel 8 beginnen die vom Autor selbst durchgeführten Netzwerkanalysen, die sich im Wesentlichen auf öffentlich zugängliche Daten aus Wirtschaftsdatenbanken und Unternehmensveröffentlichungen stützen. Die Daten be-

ziehen sich auf die Jahre 1993/1994 und umfassen jeweils 300 (Gross-)Unternehmen für die beiden Länder. Der Autor beginnt mit einer Analyse der Personalverflechtung in der Schweiz. Dabei zeigt sich u. a., dass die Grossbanken im schweizerischen Unternehmensnetzwerk eine zentrale Rolle spielen (S. 296) und dass die sog. Big-Linkers (Personen mit mindestens drei Mandaten) stark untereinander vernetzt sind, dieses Netz jedoch schwach zentralisiert ist (S. 315). Im folgenden Kapitel 9 wird die Personalverflechtung für die Niederlande analysiert, dabei ergeben sich im Vergleich mit der Schweiz weitgehend übereinstimmende Befunde. In Kapitel 10 werden die Kapitalverflechtungen für die Schweiz und die Niederlande untersucht, Kapitel 11 widmet sich den Eigentümerstrukturen und der Unternehmenskontrolle. Kapitel 12 dient der Analyse von Konfigurationen, die durch unterschiedliche Sender-/Empfängerstrukturen im Netzwerk entstehen. In Kapitel 13 werden die Determinanten der Netzwerkzentralität der Banken untersucht, in Kapitel 14 wird exkursartig der Rolle transnationaler Netzwerke am Beispiel des «European Roundtable of Industrialists» nachgegangen. Im abschliessenden Kapitel 15 präsentiert der Autor eine Zusammenfassung der Ergebnisse.

Es ist im Rahmen dieser Rezension leider nicht möglich, auf die Vielzahl an Ergebnissen und die Argumentationsdetails dieses umfangreichen Werkes im Einzelnen einzugehen. Statt dessen soll im Folgenden kurz diskutiert werden, welche Beiträge der Autor im Gebiet der Unternehmensverflechtung leisten kann und welche Fragen und Probleme offen bleiben. Eine wesentliche Stärke der Analyse liegt sicherlich in den umfangreichen Netzwerkanalysen hinsichtlich der Personal- und Kapitalverflechtung von Unternehmen. Der Schweizer Leser findet hier eine Vielzahl an interessanten empirischen Ergebnissen, wie die Wirtschaft des Landes strukturiert ist. Die Netzwerkanalysen sind mit Sorgfalt ausgeführt und erschliessen anhand verschiedener Struktur-

masse, wie die einzelnen Unternehmertypen (häufig auch: welche spezifischen Grossunternehmen) miteinander verflochten sind. Insbesondere durch den Vergleich mit den Niederlanden gelingt es dem Autor allgemeine Prinzipien und damit auch die Grenzen des «Sonderfalles Schweiz» herauszuarbeiten. Allerdings hätte man sich im empirischen Teil einen noch stärkeren vergleichenden Bezug der Ergebnisse für beide Länder gewünscht, was wohl auch durch die strikt sequentielle Abhandlung der Schweiz und der Niederlande verhindert wird. Positiv hervorzuheben ist, dass der Autor die mit derartigen Daten notwendigerweise verbundenen Operationalisierungs- und Messprobleme immer wieder offen legt und kritisch diskutiert.

Schliesslich findet der Leser einen breiten Überblick über die relevanten Theorien in diesem Forschungsfeld, die dann anhand konkreter Hypothesen die empirischen Analysen strukturieren. Diese Breite wird jedoch stellenweise durch eine geringe Tiefe der theoretischen Argumentation erkauft. Manche theoretische Kapitel (wie beispielsweise zur Spieltheorie, s. Kap. 2.1) erscheinen sehr kursorisch und verkürzt. Am deutlichsten macht sich dieses Problem bei den netzwerkbezogenen Theorien bemerkbar, von denen der Autor eine Reihe spezifischer Varianten (das Finanzkontroll- und Finanzhegemoniemodell, die Theorie des institutionellen Kapitalismus und die Machtzirkeltheorie) nutzt, um forschungsleitende Hypothesen abzuleiten. Zum einen wird die Verbindung der spezifischen Theorien zu den allgemeinen strukturalistischen Netzwerktheorien nur äusserst kursorisch erläutert (vgl. S. 139), zum anderen sind viele der Hypothesen eher deskriptiver Natur (z. B. wie Hypothese MK2: «Die Unternehmensnetzwerke sind dünn und strukturlös»). Da der Autor kein Testkriterium für die Ablehnung der Hypothese angibt (oder angeben kann), bleibt häufig nur die qualitative Aussage, dass die Daten eine Hypothese eher stützen. Damit bleibt jedoch die

theoretische Relevanz vieler empirischer Ergebnisse häufig vage.

Abschliessend sei noch auf ein Grundproblem hingewiesen, mit dem die ganze Forschung über Unternehmensverflechtungen konfrontiert ist. Wie auch der Autor dieses Beitrags am Anfang seines Werkes überzeugend ausführt, ist die Analyse von Unternehmensnetzwerken kein Selbstzweck, sondern basiert auf der Überlegung, dass die Netzwerkstruktur Konsequenzen für wirtschaftliche und gesellschaftliche Prozesse nach sich zieht. Einerseits wird vernetzten Unternehmen häufig eine höhere Erfolgchance zugeschrieben, andererseits kann die Verflechtung zu ineffizienten Verteilungen (z. B. durch Monopolrenten) führen. Die auf öffentlich zugängliche Daten (wie Unternehmensberichte und Wirtschaftsdatenbanken) gestützte Analyse von Unternehmensvernetzungen kann zwar die Verflechtungsstruktur aufdecken, jedoch praktisch keine Aussagen über deren Effekte liefern. Für wen unter welchen Bedingungen welche Strukturen vorteilhaft sind, ist immer noch ein zentrales Desiderat dieser Forschungsrichtung. Vor diesem Hintergrund ist es positiv zu bewerten, dass der Autor versucht, einen Zusammenhang zwischen den Typen kapitalistischer Regimes, den Netzstrukturen und der gesellschaftlichen Ungleichheit herzustellen (Kap. 7.2). Insbesondere wird argumentiert, dass in sog. korporatistischen Ländern, die sich aufgrund starker Verbände u. ä. durch dichte Netzwerkstrukturen auszeichnen, die Ansprüche einkommensschwacher Gruppen stärker berücksichtigt werden und dementsprechend die soziale Ungleichheit in diesen Gesellschaften geringer sei (vgl. insbes. S. 255–258). Allerdings kann dieser – auch vom Autor vorsichtig interpretierte – Zusammenhang weder theoretisch noch empirisch überzeugen. Theoretisch bleibt der Zusammenhang zwischen institutionalisierten Unternehmensverflechtungen und dem für die Ungleichheit zentralen Arbeitsmarkt unklar (selbst ein schlecht vernetzter Monopolist auf dem Arbeitsmarkt führt zu ge-

ringer Ungleichheit, wenn er alle gleich schlecht bezahlt), empirisch ergeben sich die Zusammenhänge in den präsentierten Regressionsanalysen auf der Basis von 18 Ländern wohl vor allem aufgrund des besonderen Gewichts von Grossbritannien und den USA. Eine gehaltvolle Analyse über den Zusammenhang zwischen Unternehmensverflechtungen und sozialer Ungleichheit steht also immer noch aus.

Insgesamt bleibt gleichwohl festzuhalten, dass es dem Autor gelungen ist, eine interessante vergleichende Studie über die Unternehmensverflechtung in zwei europäischen Ländern vorzulegen. Insbesondere der vergleichende Aspekt ermöglicht neue Perspektiven, die vor allem im Hinblick auf die Erklärung von Netzwerkunterschieden in beiden Ländern hoffentlich in zukünftigen Publikationen weiter ausgebeutet werden. Das Buch sei allen Lesern empfohlen, die sich für Unternehmensverflechtungen aus netzwerkanalytischer Sicht interessieren.

Prof. Dr. Martin Abraham
Institut für Soziologie
Lerchenweg 36
CH-3012 Bern
Tel.: +41 31 631 48 12
Fax.: +41 31 631 48 17
abraham@soz.unibe.ch

Sebastian Roché, *Police de proximité. Nos politiques de sécurité*, Seuil, Paris, 2005, 309 pages

Sebastian Roché (dir), *En quête de sécurité. Causes de la délinquance et nouvelles réponses*, Armand Colin, Paris, 2003, 343 pages

Le livre de S. Roché sur la police de proximité était à peine dans les rayons des librairies que les banlieues françaises s'embrasaient et que le gouvernement français autorisait le recours au couvre-feu. Pour l'auteur, interviewé par l'agence AP le 7 novembre 2005, « Nicolas Sarkozy n'aurait pas dû arrêter la police de proximité » mise

en place par le gouvernement socialiste de Lionel Jospin. Roché ajoute : « La solution à la crise des banlieues n'est pas une solution policière. C'est une solution globale dans laquelle il y a la police ».

Le dernier livre de S. Roché dresse donc le bilan – d'une brûlante actualité – de la police de proximité en France, en l'inscrivant plus particulièrement dans l'émergence et l'ancrage du sentiment d'insécurité comme thème politique depuis les années 1970. Roché est un spécialiste de l'analyse du sentiment d'insécurité et des incivilités, ainsi qu'en attestent ses publications récentes. L'extension à la police de proximité et aux nouvelles réponses en matière de sécurité – thème de l'ouvrage collectif qui sera également présenté ici – s'inscrit dans une ligne logique.

Le premier chapitre de *Police de proximité* porte sur le système pénal et pose un double constat statistique : celui de l'augmentation considérable de la délinquance, surtout d'appropriation, en France depuis 1950, et celle rapide des atteintes physiques à partir de 1985. La réponse pénale est insatisfaisante, ce pour différentes raisons. Tout d'abord, les taux d'élucidation déclinent. Ensuite, les taux de classement sans suite par la justice se situent entre 75 et 81% des affaires dont celle-ci a connaissance, en raison principalement de la saturation du système. Enfin, même lorsqu'une peine est prononcée, celle-ci n'est pas forcément exécutée. D'où la conclusion : « Le risque d'être sanctionné est, au total, faible. (...) Dans ce système surchargé et saturé, la charge de travail de la justice est telle qu'on n'est en mesure de traiter, avec retard, que les délits les plus graves. (...) Dans ce modèle, la fonction de prévention par la dissuasion pénale (policière ou judiciaire) tend à disparaître » (p. 21). Dans cet état des lieux implacable, l'auteur relève encore que les cartes policière et judiciaire n'ont pas suivi l'évolution démographique, si bien que « les villes nouvelles ou les banlieues qui constituent des nouvelles concentrations de population sont les laissées-pour-compte

du pénal » (p. 29). Le contexte devient plus difficile encore quand on observe le décalage entre les attentes de la population, qui demande à ce que l'on réponde aux désordres les plus divers qui minent sa qualité de vie quotidienne, et l'intérêt de la police pour les « belles affaires » requérant une intervention technique. Pour S. Roché, la popularité de la police outre-Manche et outre-Atlantique – en comparaison avec la France qui pourtant connaît une situation plus favorable sur le plan de la délinquance – s'explique par la proximité des policiers : « les polices locales résistent mieux et sont plus appréciées, parce que mieux insérées dans le tissu social » (p. 39).

Ces constats mènent au chapitre deux, « La police de proximité : une « révolution » ». En 1997, les socialistes reviennent au pouvoir. Lionel Jospin fait de l'insécurité l'un des thèmes principaux, rompant ainsi la traditionnelle minimisation par la gauche du sentiment d'insécurité. C'est le moment de dire deux mots des sources de l'auteur pour retracer l'histoire de la police de proximité. Elles sont constituées d'entretiens avec les principaux haut fonctionnaires, de rapports non publiés, et permettent donc de lire entre les lignes des discours politiques et des directives officielles. Elles offrent également une lecture des champs de tension tant à l'intérieur de la police nationale que du gouvernement, qu'entre la police et le politique. Plusieurs malentendus sont mis au jour. Ainsi, le terme de « police communautaire », traduction de « community policing », est inacceptable pour le ministre de l'intérieur Jean-Pierre Chevènement, car en France, « communautaire » est incompatible avec « républicain ». De fait, une large part du modèle le plus répandu de police de proximité est disqualifiée. Une de ses caractéristiques est par ailleurs de demander à la police de « rendre des comptes » aux citoyens et à la population locale. Or, « pour les jacobins français tout comme les syndicats, la « bonne police » est nationale et ce dogme ne saurait se discuter » (p. 49). On se rend compte ici comme à de nombreuses

reprises dans l'ouvrage que la mise en œuvre de la police de proximité dans la France centralisée ne relève pas d'une simple réforme technique, mais qu'elle touche le cœur même de la conception républicaine de l'Etat. Les malentendus au sein de la police et avec le politique portent également sur la mission de la police de proximité, entre celle relevant de l'ilotage, soit de l'amélioration du contact avec la population, et celle visant à répondre aux situations. Dans cette dernière perspective, le policier de proximité doit être polyvalent et, pour répondre à la petite délinquance, doit pouvoir prendre les plaintes et faire une enquête, etc. Il y a donc lieu d'élargir, dans l'organisation de la police nationale, la compétence d'officier de police judiciaire aux agents de proximité. Un tel projet provoque des résistances corporatistes.

Le calendrier politique (échéances électorales – chapitre 3) va subitement imprimer un rythme soutenu, alors que la doctrine n'est pas encore définitivement établie, et la phase d'expérimentation va être abrégée au profit de la généralisation d'un modèle : « Le manque de temps est criant : le calendrier politique ne laisse pas suffisamment de latitude à l'élaboration de la doctrine. Mais l'élaboration n'est pas tout. La diffusion est tout aussi cruciale » (p. 71), « la manière dont la réforme a été lancée et généralisée, de manière rigide et à marche forcée, a contribué à son échec » (p. 183). Or, la communication comporte deux graves défauts : d'une part la doctrine ne fait aucune mention de la sanction, tendant à créer une opposition entre proximité et répression ; d'autre part, elle pose la réforme en rupture avec le passé, sans référence à l'expérience d'ilotage. Ces choix de communication heurtent d'une part l'auto-perception du métier de policier qui (sur)valorise l'activité répressive, et d'autre part, dessinent une nette démarcation entre l'ilotage et la polyvalence du policier de proximité. Pour S. Roché, la conduite de la réforme, pour en assurer le succès, aurait dû intégrer la

question de l'identité, ou plutôt des identités professionnelles des policiers (p. 192).

Le chapitre quatre dresse le bilan de la réforme, étant entendu que celle-ci n'a pas abouti complètement (« sa généralisation était largement de façade » p. 106). Un des objectifs politiques de la police de proximité était de diminuer le niveau de délinquance. Or, cette dernière continue à augmenter, sans que l'augmentation ne s'explique par une meilleure connaissance ou reportabilité des délits suite au rétablissement de la confiance qu'aurait amené la réforme. Ce constat est conforme aux les résultats de recherches : « il n'existe pas de preuve empirique que le modèle de police communautaire apporte un « plus » en matière de lutte contre les différentes formes de délinquances locales » (p. 99). En revanche, un effet sur le sentiment d'insécurité est démontré par certains travaux américains. Autre objectif, atteint celui-ci : la présence visible. Ce résultat confirme le fait que la satisfaction et l'évaluation de la performance par la population sont plus liées à la visibilité de la police qu'à son action effective sur le niveau de délinquance (p. 105).

Le chapitre cinq porte sur « l'évaluation à chaud ». Il est passionnant car il place le lecteur au cœur des luttes de pouvoir au sein du processus de réforme : l'évaluation est menée par des hommes à la fois juges et parties ; elle est elle-même un enjeu dans la réforme. Les rapports d'évaluation, émaillés de jugements de valeurs, sont secrets et confidentiels. On est donc loin de la philosophie de l'évaluation (externe) et de la police de proximité, qui reposent toutes deux sur la transparence. Les deux chapitres sur la mise en œuvre de la réforme tiennent également le lecteur en haleine : c'est tout le processus du changement et des résistances qui est reconstitué et resitué dans le contexte à la fois politique, institutionnel et syndical.

Le chapitre huit met en évidence que l'idée de police de proximité a une histoire bien plus longue que la réforme sous Jospin. Dès la fin des années 1970, des rapports d'élus de gauche et de droite insistent sur le

fait que la police doit prendre en compte les besoins de la population et répondre à la petite délinquance et au sentiment d'insécurité. La mise en évidence de la continuité sur plus de trente ans est particulièrement intéressante, les discours et les actions politiques tendant plutôt à faire ressortir ou à exagérer les ruptures. Comment en effet justifier l'alternance, si c'est pour faire (pratiquement) la même chose ? Le chapitre neuf, « Nicolas Sarkozy fait-il une différence ? » montre bien ces mouvements entre continuité – peu avouable – et rupture – de vocabulaire et de style.

Dans sa conclusion, S. Roché propose quelques pistes pour l'avenir. Parmi celles-ci, retenons la question du système de pilotage et d'évaluation, dont la thématique dépasse de loin les frontières hexagonales. Il s'agit de développer l'évaluation des politiques publiques selon un double point de vue : d'une part, sur le processus de la réforme et d'autre part sur les impacts de cette réforme. La prise de décision selon le bon sens ne suffit plus. Recourant à l'analogie de l'expérimentation médicale avant le lancement sur le marché d'un nouveau médicament, l'auteur prône le recours à l'évaluation expérimentale d'impact selon un protocole rigoureux. Le raisonnement doit intégrer les notions de qualité (la qualification des agents pour atteindre un objectif) et non pas uniquement la quantité (plus de policiers) : faut-il par exemple recruter beaucoup de policiers polyvalents ou moins de policiers plus techniciens (pp. 286–287) ? La piste la plus audacieuse, en particulier dans le contexte français, vise à instaurer une véritable décentralisation de la sécurité publique, dont l'objectif est la métropolisation de la sécurité : « Ni police d'Etat, ni police municipale, telle est l'urgence » (p. 289). Les raisons de cette échelle tiennent d'abord au fait que de nombreuses politiques publiques tendent à s'organiser sur le plan intercommunal (transports par exemple), ensuite au fait que la délinquance « s'alimente » au bassin de l'agglomération, et enfin que le centralisme

parisien ne saurait répondre à la nécessaire adaptation de la police aux réalités locales (p. 289–291). S. Roché ne va guère au-delà de l'esquisse : les questions de légitimité politique et démocratique, de pilotage et de « redevabilité » de cette force de police métropolitaine ne sont qu'effleurées. Au-delà de renvoyer dos à dos l'Etat et les municipalités, il est difficile d'imaginer quelle peut être la capacité de rassemblement d'une telle proposition. Il est vrai que les cantons de Bâle-Ville et de Genève offrent avec leurs polices cantonales une situation proche de la métropolisation sur le plan de la sécurité, l'Etat fédéral étant quasi absent et les compétences des sécurités municipales limitées...

Si au premier abord, le livre *Police de proximité* a des allures de débat franco-français, son propos est beaucoup plus large. La reconstruction des tentatives de réformes de la police offre à l'analyste et à l'acteur de nombreux enseignements sur les écueils à éviter et les obstacles à surmonter dans la mise sur pied de la police de proximité. Toutefois, comme le relève S. Roché : « Aucun criminologue, qu'il soit « critique », c'est-à-dire de gauche, ou conservateur, ne croit que l'action de la police soit de nature à expliquer à elle seule les hausses ou les baisses de délinquance » (p. 108).

L'ouvrage collectif *En quête de sécurité*, dirigé par S. Roché, permet à la fois d'approfondir certains thèmes liés à la police de proximité (l'évolution de la délinquance, la réponse pénale ou encore le sentiment d'insécurité) et d'aborder d'autres thèmes, qu'il s'agisse des théories sur les causes de la délinquance et les nouveaux champs d'études de la criminologie (délinquances routière, économique et financière par exemple).

Sur la première série de thèmes, l'article de C. Mouhanna « Le policier face au public : le cas des banlieues » (pp. 241–253) apporte un éclairage utile et complémentaire à l'ouvrage sur la police de proximité. Les différentes formes de crainte éprouvée par les policiers de terrain expliquent les résistances à la mise en œuvre de la proximité.

C. Mouhanna relève que du côté des populations des quartiers difficiles, hormis une minorité, il y a une vraie demande de police, plus forte qu'ailleurs, aussi bien chez les anciens que chez les plus jeunes. Il s'agit pour l'auteur de sortir du manichéisme du pour ou du contre : « On est à la fois pour et contre la police. On veut de la police, mais pas de la police sous sa forme actuelle. Celle-ci paraît peu efficace et peu légitime » (p. 244). Plus concrètement la police est trop absente – on voit peu de policiers en patrouille, qui plus est inabordable dans leurs véhicules – et trop présente – dans les zones sensibles, les interventions se font à plusieurs véhicules. Lors des interventions, les policiers visent à « restaurer une apparence de calme », « sans apporter de réponses concrètes à des problèmes récurrents », ce qui renforce l'impression « d'excès de présence par rapport aux résultats attendus » (p. 246). Il n'est pas facile de sortir de cette logique d'opposition ainsi que l'ont rappelé les récentes émeutes de fin 2005. Les tentatives de surmonter les blocages par des politiques de prévention sont restées timides et peu abouties. Ces politiques « se contentent souvent, comme d'ailleurs celles privilégiant la force, de mettre en scène des actions plus que de définir des objectifs précis » (p. 248).

Dans l'ensemble, les articles de ce livre collectif partagent une même ligne de conduite : l'objectif est, pour la plupart des thèmes, de faire le bilan de la théorie et de la recherche, en mettant en évidence les possibilités d'intégration théorique des divers apports et en insistant sur l'absence de mécanismes « automatiques » et en défendant une approche « variationniste ». Ainsi, sur le plan de l'explication de la délinquance, L. Bègue (« Expliquer la délinquance : les théories majeures », pp. 81–99) relève la nécessité d'articuler les trois théories majeures que sont le contrôle social, l'apprentissage social et la tension. On soulignera que cette articulation permet de passer du niveau macrosocial au niveau microsociale et individuel, dont « l'enjeu se situe davantage dans

leur agencement : dans quelles conditions, à quel moment du processus délinquant telle ou telle théorie est-elle la plus apte à rendre compte des faits ? » (pp. 96–97).

V. Tournier dans la présentation du « rôle de la famille dans la délinquance » (pp. 101–114) s'inscrit dans une même perspective. S'il ne fait guère de doute que les dysfonctionnements de la famille peuvent conduire à la délinquance, il s'agit bel et bien de préciser dans quelles conditions la famille est « susceptible d'intervenir pour favoriser un comportement délinquant » (p. 101). Après le rappel des transformations sociétales qui ont bouleversé les structures familiales et les modes de vie, pour arriver aux recompositions multiples des familles modernes, l'auteur relève que certaines situations (séparation des parents par ex.) « ne mènent pas mécaniquement vers la délinquance, mais elles créent des situations potentiellement délicates (comportement antisocial, agressivité, absentéisme scolaire, voire consommation de drogues) qui, dans certaines circonstances, peuvent conduire à des dérives » (p. 105). La théorie du contrôle, vérifiée par de nombreuses enquêtes, démonte l'idée de tout lien mécanique en mettant en évidence que « la plupart du temps, la délinquance trouve son origine dans des familles qui ne connaissent aucun dysfonctionnement grave mais qui, en revanche, se trouvent dans l'incapacité d'assurer un certain contrôle sur les activités de leurs enfants » (p. 108). La supervision parentale apparaît ainsi comme une des principales variables explicatives.

Terminons ce compte rendu partiel par une question largement débattue, celle de l'influence de la télévision sur les comportements violents (L. Bègue, « Comportements violents et télévision », pp. 139–153). Cette question est aussi vieille que la télévision elle-même. Le bilan des recherches empiriques réalisées à partir des années 1950 mène au constat que l'exposition à des scènes violentes a un impact modeste mais réel sur les comportements d'agression et les conduites délinquantes. Pour mesurer l'influ-

ence réelle, il y a lieu de prendre en compte de nombreux facteurs, en particulier les caractéristiques du spectateur selon les théories de la réception : l'effet sera plus probable sur un jeune garçon, au développement intellectuel plus bas que la moyenne, s'identifiant fortement au modèle, enclin par ailleurs à l'agressivité et ne bénéficiant « pas de commentaires de son environnement sur ce qu'il voit lui permettant de se distancier ou encore que de fortes normes contre la violence ne sont pas présentes dans l'environnement familial du spectateur » (p. 152). L'on retrouve l'influence de la famille et la nécessité d'une approche multifactorielle.

Ce chapitre sur l'influence de la télévision permet de relever une dernière qualité de l'ouvrage, à savoir la volonté d'établir des liens entre les théories et les résultats de recherche avec des politiques – en particulier de prévention – à mettre en place ou à revisiter. Ainsi : « lorsque l'encadrement éducatif d'enfants ou d'adolescents ayant visionné des scènes violentes offre l'opportunité d'échanges verbaux, les effets néfastes sont partiellement atténués. Sensibiliser au pouvoir des images est certainement un enjeu de taille : pour le spectateur, le problème de la violence n'est peut-être pas tant d'être aveugle que de laisser muet » (p. 153).

Les questions de la sécurité publique, du sentiment d'insécurité et de l'évolution de la délinquance sont d'actualité et imprègnent largement le débat politique. Les deux ouvrages présentés apportent une contribution importante au débat par une approche scientifique rigoureuse, qui de plus, donne des pistes pour les politiques publiques. Ce n'est pas la moindre de leurs qualités.

Didier Froidevaux
Sociologue
directeur des études stratégiques
Nouvel Hôtel de Police
Police cantonale, CP 236
1211 Genève 8
Didier.Froidevaux@police.ge.ch

Jean-Claude Kaufmann, *Casseroles, amour et crises. Ce que cuisiner veut dire*, Armand Colin, Paris, 2005

Dans ce nouvel ouvrage, Jean-Claude Kaufmann poursuit son intérêt de long terme pour cette microsociologie du quotidien qui a fait son succès dans *La Trame conjugale* ou *les Premiers matins du monde*.

L'auteur commence par présenter à grands traits l'histoire des pratiques culinaires et de la consommation alimentaire. Rappelant fort à propos le caractère religieux de ces pratiques dans les sociétés antiques et féodales, et son progressif remplacement, avec l'émergence de la modernité industrielle, par un ordre individuel et familial mettant l'accent sur l'auto-disciplinarisation des individus et de leurs estomacs. Ce système fut ensuite remis en question à partir des années 1960.

La thèse centrale du livre soutient que la cuisine crée du lien social. Nos manières de manger et de cuisiner nous placent dans des modes d'interactions spécifiques. La table monumentale ou le plateau-télé sont révélateurs de rapports aux autres foncièrement distincts, accordant une place inégale au groupe et à l'individu, à l'homme et à la femme. C'est en effet essentiellement à partir de l'hypothèse d'une montée de l'individualisme en phase avec la modernité que sont considérés les entretiens en profondeur sur lesquels est fondé le propos. Nous ne cuisinons et ne mangeons pas comme on le faisait il y a vingt ou trente ans car les valeurs d'autonomie et de réalisation de soi ont considérablement progressé. Ainsi, manger en famille, à heure fixe, des repas préparés avec soin et lenteur par un des membres du groupe (la mère) se sacrifiant sur la cuisinière familiale, dans un cadre normatif stable et contraignant, n'est plus de saison dans une société placée sous le signe de la multiplicité des possibles et du développement de soi. L'auteur insiste sur la très significative déstructuration des comportements de consommation issus de cette évolution. Ainsi, l'émergence de l'obésité ou du

surpoids comme phénomènes sociaux est l'expression de cette individualisation soulignée par plusieurs sociologues contemporains, tels que Beck ou Giddens. De même, les nouvelles consommations, par exemple de produits congelés ou dans les fast-foods, sont perçues comme l'expression d'une modification des rapports entre les sexes, et, singulièrement, du désir des femmes de participer de plein droit à la modernité et à ses promesses d'épanouissement individuel, en passant moins de temps au fourneau. Les difficultés posées par les enfants à table (refus de manger ce qui est proposé, de s'adapter aux heures de repas, grignotages systématiques, télévision à table, etc.) sont considérées par l'auteur comme l'expression de cet individualisme dominant, qui laisse bien peu de place à des logiques plus en phase avec la vie collective, mais qui peut être aussi l'occasion de somptueuses réalisations si l'imagination sociale ne fait pas faux bond. Par un retournement habile et convainquant, l'ouvrage explique de la même manière l'intérêt croissant des hommes pour la cuisine, signe non pas d'un désir de ceux-ci d'une implication plus lourde dans le morne quotidien domestique, mais bien plutôt du passage des activités culinaires « nobles » dans la sphère des pratiques ayant un fort potentiel de réalisation personnelle. Kaufmann multiplie les exemples pertinents qui font saisir au lecteur que les gestes de la vie quotidienne, ceux-là même qui semblent les plus naturels, sont l'expression d'évolutions sociales et culturelles d'une ampleur très générale et venant de loin. Ce décor-ticage est bien entendu passionnant et la plume alerte de l'auteur fait de la lecture de l'ouvrage une expérience agréable.

Ceci dit, malgré l'intérêt de la mise en perspective du quotidien familial qu'il propose, on peut reprocher à J. C. Kaufmann de s'écarter parfois de ce que l'on pourrait peut-être qualifier de « bonne pratique sociologique ». D'abord, on ne nous dit rien ou presque des critères ayant présidé à la sélection des personnes interviewées. Comment ont-elles été choisies ? Quels

groupes sociaux représentent-elles ? Comment a-t-on décidé de la taille de l'échantillon ? Lourde tâche pour ces vingt-deux personnes, dont vingt femmes et seulement deux hommes, que de représenter la modernité familiale en marche. Et comment justifier cette reproduction fréquente d'interviews issus d'ouvrages signés par d'autres, sans que l'on sache trop si ceux-ci ont utilisé le même questionnaire et les mêmes techniques d'analyse que l'auteur ? L'approche interactionniste qualitative suivie par Kaufmann doit à ses lecteurs une plus grande transparence sur ses modalités empiriques.

Ensuite, on est surpris du manque d'intérêt montré pour les ancrages sociaux des pratiques quotidiennes. Ainsi, rien ou presque n'est dit de l'émergence de logiques de classe et de distinction sociale autour des pratiques culinaires, dans un domaine où, pourtant, les précurseurs sensibles aux pratiques sociales, tels que Bourdieu ou Elias, pour ne citer qu'eux, ne manquent pas. Certes, le chapitre consacré aux effets du parcours de vie esquisse une problématique différentielle mais néglige les dimensions de stratification sociale classiques. C'est toujours une sorte de mouvement ou de logique moyenne que l'on nous décrit, par delà le foisonnement des expériences concrètes. Toujours cette même lutte libératrice, mais aussi perturbatrice, de l'individu avide d'autonomie face au groupe garant de stabilité mais producteur d'aliénation et d'ennui. On oublie alors ainsi un des postulats centraux de la sociologie, à savoir que les comportements humains ne peuvent se comprendre qu'en référence à l'insertion des individus dans des rapports sociaux. Comme dans nombre d'ouvrages sociologiques récents construits sur l'idée d'une transformation radicale des sociétés occidentales dans le passage à la « post-modernité », le mouvement social d'ensemble prend singulièrement le dessus, au désavantage des logiques de domination et d'opposition entre groupes sociaux.

Finalement, on est aussi étonné du manque de conceptualisation sociologique.

Le niveau d'abstraction de l'analyse proposée est faible. De ce fait, la lisibilité de l'ouvrage par des non-sociologues est garantie. Mais la compréhension des phénomènes à l'étude reste relativement superficielle. Car si la tendance des individus à une autonomisation et à une réflexivité accrues, ayant des effets sur nos manières de cuisiner et de nous tenir à table, est sans aucun doute vérifiée, cette tendance s'inscrit elle-même dans des transformations du tissu économique et social de nos sociétés sur lesquelles le livre fait l'impasse. La cuisine construit la famille, certes, mais qui construit la cuisine, et qui construit la famille faisant la cuisine ? Et comment s'assurer de la réalité du changement social, en faisant appel aux données d'une enquête exclusivement synchronique ? Aucune réponse n'est amenée à ces questions, tant le regard de l'auteur se centre sur la genèse microsociologique des comportements quotidiens.

En conclusion, il faut rendre justice à l'ouvrage pour ses observations et interprétations originales et pertinentes des interactions quotidiennes, rendues possibles par l'approche qualitative privilégiée. On aurait cependant aimé que l'auteur prenne plus au sérieux certains des axiomes centraux de la méthode sociologique et qu'il accorde une place plus importante aux questions des insertions sociales et des contraintes macrosociologiques sur les interactions familiales. Le livre serait alors certes devenu moins « lisible » pour le grand public, mais aurait gagné en intérêt pour les sociologues.

Eric Widmer

Institut interdisciplinaire d'étude des trajectoires biographiques et Centre Lémanique d'étude des parcours et modes de vie (Centre PAVIE)

Université de Lausanne

Bâtiment Provence

1015 Lausanne

Eric.Widmer@unil.ch

Tilman Allert, *Der Deutsche Gruss. Geschichte einer unheilvollen Geste*, Eichborn, Berlin, 2005, 157 Seiten, 16.90 Euros

Hitler habe das Lachen konfisziert, resümiert Theodor W. Adorno. Tilman Allert legt in seinem Essay dar, dass Hitler und das NS-Regime vor allem das Grüssen konfiszierten «und damit einer Grundlage menschlicher Geselligkeit die Ausdrucksmöglichkeit entzogen» (143).

Allert, Inhaber einer Professur für Bildungssoziologie in Frankfurt am Main, unterzieht den «Hitlergruss» einer hermeneutischen Analyse im Geiste strukturaler Soziologie. Die Erschliessung geschieht «vom reinen Typus, von der gedachten idealen Form her» (57) und nicht von Forschungsdaten, etwa filmischen Protokollen von Grussesequenzen. Vornweg: Die Analyse des Hitlergrusses und ihre gesellschaftstheoretische Einordnung gelingen zu einem Paradefall aufschlussreicher Mikrosoziologie. Im Einzelnen:

In den einleitenden Kapiteln (7–44) führt Allert in die Logik des Grusses als erster Gabe ein und erläutert knapp die universale Struktur des Grüssens, Gruss Annehmens und Gruss Erwiderns (Marcel Mauss und Ulrich Oevermann sind als *spiritus rectes* auszumachen). Allert charakterisiert Gruss weitergehend als «eine Urform des Sozialen», weil «die Menschen sich im Gruss ihre eigene Abhängigkeit vom anderen bestätigen» und «im Gruss erfahren, dass die Bindung an den Anderen ein Ausweis eigener Sittlichkeit ist» (36). Damit spezifiziert Allert die konstitutionslogische und genetische Fundierung von Gesellschaft in Gemeinschaft sowie die Konstitution letzterer in den elementaren Formen des Sozialen, was vielen Soziologinnen und Soziologen im Forschungsbetrieb der Bindestrichsoziologien leider nicht so selbstverständlich ist, wie es der Sache nach sein müsste.

Es folgt das Kernstück des Essays, eine dreigeteilte Analyse des Hitlergrusses. Als

sprachliche Formel unterstelle «Heil Hitler», so Allert, «geltende Normalitätsstandards der Kommunikation ausser Kraft setzen zu können.» (65) An Stelle einer Praxiseröffnung ermögliche der Hitlergruss einen Wechsel der Bezugsebenen von Wirklichkeit zur Göttlichkeit. Auf diese referiere auch «Grüss Gott», betone die Zugehörigkeit zur Glaubensgemeinschaft und verweise auf die Idee des monotheistischen Gottes als alles ermöglichende Instanz. Diese transzendente Instanz dementiere die dialogische Praxiseröffnung des Grusses nicht; «Heil Hitler» hingegen schon. Denn Hitler werde «mit der Wirkungsmacht einer göttlichen Instanz ausgestattet» (63) und solchermassen charismatisiert als Schutz für die Begegnung der Grüssenden angerufen. Ausserdem lebe die sakrale Substanz, in die Hitler durch den Gruss transponiert wurde, in den Beziehungen der Grüssenden auf und vollziehe eine Verauseralltäglichung der Situation des Grusses, was die irdische Tätigkeit in ein innerweltlich sakrales Tun verkläre. Diese erzeuge, wie Allert weiter unten schreibt, ein Mikroklima der Selbstdementierung, da – wie man zusammenfassend erklären kann – der Heilsbringer Hitler «es schon richten wird».

Die körperliche Ausdrucksbewegung des – unter körperlicher Spannung und Konzentration sowie bei geöffneter Hand – gehobenen, vorgestreckten rechten Armes bekunde, so Allert weiter, alternativlose Einsatzbereitschaft und rücke den Hitlergruss in die Nähe des militärischen Grusses. Dies bedeute, «dass auch die zivile Existenz unter den Geltungsbereich asymmetrischer Befehlshierarchien eingerückt wird und die Mitglieder der zivilen Gesellschaft als Befehlende oder Befehlsempfänger qualifiziert werden – die demnach auch die zivile Begegnung als mögliche Bedrohung wahrnehmen sollen» (65).

Schliesslich bestimmt Allert die Pragmatik des Hitlergrusses: «Wird jedoch im Gruss die Erinnerung an eine durch Hitler symbolisierte gemeinsame Aufgabe kommuniziert, sinnt man sich wechselseitig die Verpflichtung zu einer Mitgliedschaft in der

mit Hitler assoziierten Gemeinschaft an, und ist fernerhin dieses Ansinnen nicht etwa auf einen militärischen Rahmen beschränkt, sondern gerade auf den zivilen Raum öffentlicher Begegnung verallgemeinert, so drängt sich der Schwur als diejenige Sinnstruktur auf, die die genannten Bedeutungsstränge bündelt.» (72) D. h. der Hitlergruss ist alles andere als ein Gruss. Eine schlichte aber folgenreiche Feststellung, denn der Hitlergruss als Schwur, so Allert, reproduziere die alltägliche Inszenierung eines wechselseitigen Appells, bereit zu sein für den Einsatz in einer bevorstehenden Ernstsituation des Kampfes. Einen Schwur leistet man freilich nur einmal. Der beständig erneuerte Schwur leugne, so Allert, sein eigenes Versprechen und die verantwortungsmässige Zurechnung des im Schwur angekündigten Handelns. Zugleich verändere sich mit der Regelverletzung des Grusses die Kultur der öffentlichen Kommunikation zu einer des generalisierten Misstrauens. Diese Veränderung ist gut dokumentiert; Allert führt – neben vielen anderen literarischen und biographischen Dokumenten – Victor Klemperers Tagebücher an: «ängstliches Stillschweigen, gegenseitiges Misstrauen, lastender Zwang» (94).

Die zu einem Schwur auf Hitler pervertierte Begrüssung bedeute ausserdem eine tagtäglich vollzogene «Entwertung des Gegenwärtigen» (100). Der Schwur lasse die Begrüssung zugleich «sowohl zur Distanzmanifestation als auch zur Distanzüberbrückung geraten und bereite paradoxer Weise in der Bekenntniszumutung, die er enthält, der Selbstverleugnung der Menschen den Weg» (96). Durch die Leugnung des anderen und seiner selbst, so kann man Allert zusammenfassen, werde erst die Möglichkeit zur «inneren Aneignung eines charismatischen Versprechens» (147) eröffnet.

Allert setzt seine Analyse des Hitlergrusses in Verbindung mit dem Wunsch der damaligen Menschen «auf einen Messias, von dem man sich eine Linderung der Not verspricht» (100). Gründe für diesen Wunsch seien von der historischen For-

schung recht gut rekonstruiert (Demütigung durch Versailles, Verelendung breiter Massen, Ablehnung der Verfahrensdemokratie der Weimarer Republik). Allert verbindet nun diesen Wunsch auf diesseitige charismatische Erlösung mit der in der Perversion des Grusses vollzogenen Auflösung elementarer Regeln des sozialen Lebens. An die Stelle der Eigeninitiative im sozialen Vollzug trete, so Allert, «der Wunsch, sich im Einlassen auf die lösende Kraft des Charismas von der anstrengenden Ambivalenz sozialen Austausches zu entpflichten» (124).

Ausgehend von dieser Analyse empfiehlt Allert, herkömmliche Erklärungen des deutschen Faschismus (kollektive moralische Perversion, nationaler Habitus, internalisierter Antisemitismus) zu überdenken bzw. um die seines Erachtens wesentliche Dimension zu ergänzen: «(...) das gebrochene Verhältnis zu sich selbst und der damit einhergehende Antizipationsverlust geraten in eine zirkuläre sich stimulierende Eigendynamik, die den Austausch mit Anderen spezifisch hemmt und in einer ritualistisch verzerrten Unmittelbarkeit gleichgültig macht. Die Geschichte hinterlässt die traurige Erfahrung einer folgenreichen Leichtfertigkeit. Die Anstrengung des Sozialen hinter sich zu lassen, dem Geschenk des Anderen die Aufmerksamkeit zu verweigern bedeutet, ein Zerfallspotential sozialer Ordnung zuzulassen und in die zivilisatorische Regression, in den Verzicht auf die Anerkennung der Offenheit und Ambivalenz sozialer Austauschbeziehungen zu versinken» (142 f.).

Mit seinem Essay gelangt Allert über die – leider immer noch vertretene – Psychologisierung bzw. mythische Verrätselung des NS-Regimes ein weiteres soziologisches Stückchen hinaus. Dafür ist die gesellschaftstheoretische Einordnung der Analyse des Hitlergrusses zentral, weil durch sie die schleichenden Veränderungen im sozialen Verkehr des Dritten Reichs als wesentlich durch den täglichen Schwur erzeugt enträtselt werden. Mit solch weitreichenden Schlussfolgerungen aus mikrosoziologischen

Analysen tun sich viele nach wie vor schwer. Indikatorisch dafür ist Micha Brumliks Besprechung des Bändchens in der NZZ, in welcher er dieses aufs höchste lobt, aber genau die Einbindung der Ergebnisse der Analyse in Gesellschaftstheorie in Frage stellt, weil er sich offenbar dem aus der Sache heraus entwickelten Gedanken Allerts in diesem letzten Schritt nicht anvertrauen mag. Eine Folge davon wäre eine Enträtse-

lung des Phänomens «NS-Herrschaft» auf der Ebene der elementaren Sozialformen, die nicht mit einer Banalisierung des Phänomens verwechselt werden darf.

Olaf Behrend
Wissenschaftlicher Mitarbeiter
Universität Siegen
Fachbereich 1, Soziologie
Adolf-Reichwein-Str. 2, D-57068 Siegen
behrend@soziologie.uni-siegen.de

